

12.05.2015 02:20 [Harald Ruppert](#)

Friedrichshafen Horizonterweiterung zum Muttertag

Uraufführung der Sinfonie „Prometheus 2015“ durch das Symphonische Jugendblasorchester im GZH –



Die Uraufführung von Philippe Wozniaks Sinfonie „Prometheus 2015“ ist ein Gesamtkunstwerk mit einer Videoinstallation von Felicia Glidden. Leicht zu konsumieren ist das nicht. Aber nach diesem „Prometheus“ wirkt manches andere reichlich konventionell. Bild: Rüdiger Schall

Der Muttertag war der äußere Anlass für das Konzert des Symphonischen Jugendblasorchesters am Sonntag im GZH. Seine innere Notwendigkeit war aber die Uraufführung der Sinfonie „Prometheus 2015“ von Philippe Wozniak, Sohn von Orchesterleiter Alain Wozniak. Zwischen Muttertag und Uraufführung ergab sich eine merkliche Kluft, denn einen leicht genießbaren Melodienreigen kredenzte „Prometheus“ nicht.

Philippe Wozniak hat gewissermaßen eine heutige Version von Alexander Skrjabin's „Prometheus. Dichtung vom Feuer“ geschaffen. Das 1910 fertiggestellte Werk verband Musik mit farbigen Lichteffekten, denn der synästhetisch begabte Komponist träumte von einem Gesamtkunstwerk, bei dem das Licht die Musik intensiviert. Seine Vorstellungen waren

revolutionär für die damalige Aufführungspraxis, und selbst heute noch fehlt meist die Lichtkomponente, wenn sein „Prometheus“ auf dem Spielplan steht. Skrjabin strebte nach einer mystisch-religiösen Kunst, die den Menschen letztlich zur Ekstase führt. Dass er in seinem „Prometheus“ die Grenzen der Dur-Moll-Tonalität überschreitet, klingt angesichts dieses Ziels wie eine Kleinigkeit. Aber schon dadurch entstand eine bis heute herausfordernde Musik.

Philippe Wozniaks Sinfonie fordert nicht weniger heraus, und sie ähnelt im Klangcharakter Skrjamins Werk, wenngleich im „Jubla“ Klavier und Streicher freilich keine Rolle spielen. Eine fassliche Melodik findet sich bei Wozniak nicht; stattdessen lang ausgehaltene Töne und schwer lastende Akkorde; das Orchester kreiselt und zweifelt, schafft bedrohliche Stimmungen, und ein in die Musik gesprochenes Gedicht von Winfried Schlerde formuliert die großen Fragen der Menschheit, auf die sich keine Antwort findet: „Braucht man Liebe, um zu leben, oder muss man nach der Einsamkeit streben?“ – „Sind wir glücklich mit unserem Dasein, oder trägt uns die Welt mir ihrem Schein?“ Sicher ist nur eines: „Sterben werden wir, einsam und kalt“. Die beklemmende Atmosphäre der Ungewissheit lichtet die Sinfonie nicht; gewaltige Aufwallungen machen sie nur noch lastender. Das Gedicht kehrt wieder – allerdings rückwärts gesprochen, als würde der Mensch mit seinen Fragen immer wieder auf den Nullpunkt zurückgeworfen. Auch die Musik gibt keinen Halt, wenn die Jugendlichen die konventionellen Spielweisen aufgeben: sie blasen lediglich in ihre Mundstücke und lassen so eine merkwürdige äolische Musik entstehen; sie klappern mit den Ventilen und klingen dadurch wie eine schauerliche Horde krabbelnder Insekten.

Schließlich wird die Partitur auf der Leinwand über den Köpfen eingeblendet – doch statt Noten stürzen kleine Quader über die Notenlinien. Sind es die Quader aus jener Mauer, die Felicia Glidden einleitend in ihren Videoprojektionen gezeigt hat? Das Orchester nutzt die Stelle jedenfalls zu flirrenden und tosenden Freistil-Improvisationen. So fällt mit der „Mauer“ der Partitur das letzte „Gefängnis“ der Musik; ein Gefängnis, das natürlich auch Orientierung bot, ehe eine jazzig abfallende Klarinette wieder Klarheit schafft. Felicia Gliddens Videoprojektionen wirken wie fotografische Mehrfachbelichtungen, die farbig bearbeitet wurden. Makroaufnahmen und feuriges Gestein, ein Horizont, bei dem es sich um den durch ein Prisma gebrochenen Wasserspiegel des Bodensees handeln könnte. Später geht der Blick durch kahles Astwerk in den Himmel – vor dem Hintergrund der Musik zeigt diese Bildebene, was für ein fremder und unvertrauter Ort die Welt für den Menschen ist, wenn er aus seinen Orientierungsmustern fällt.

Dieses gemeinschaftlich erzeugte Gesamtkunstwerk befremdet mit kompromissloser Gründlichkeit. Es weckt auf, wie alles, was den Erwartungen zuwiderläuft, und das ist gut so. Trotzdem hätte dieser Uraufführung eine Einführung gut getan. So fühlen sich Teile des Publikums alleingelassen und es kommen Fragen auf: Muss man so was Schwieriges ausgerechnet bei einem Konzert spielen, das ein Dankeschön an die Mütter im Saal sein soll? Dieser Gedanke steht mancher Zuhörer*in ins Gesicht geschrieben.

Hier muss man aber feststellen, dass das „Jubla“ keine ausgewiesene Plattform für Experimente hat: Keiner der drei fixen Konzertanlässe des Jahres – Muttertagskonzert, Adventskonzert und Seehasenfest – eignet sich dafür. Bräuchte man also ein weiteres Konzert im Jahr, bei dem das Orchester seinen Horizont erweitern kann, ohne gegen die Erwartungen des Publikums anzuspüren? Das dürfte die knappe Freizeit der Jugendlichen kaum hergeben. Und es lässt sich

ja auch die Frage stellen, was eigentlich gegen die musikalische Horizonterweiterung des Publikums spricht.

Mit anderen Stücken kommt das Orchester dem Unterhaltungsbedürfnis aber doch entgegen: Etwa mit dem furiosen Melodien-Medley aus dem Tanzspektakel „Riverdance“. Opulent inszeniert das Jugendblasorchester den kühnen und draufgängerischen Schmiss der irischen Folklore, ohne träge zu werden – an Wendigkeit kann es das „Jubla“ mit einer spartanischen Folkband aufnehmen. Dass James Hosays Stück „Persis“ nach „Prometheus 2015“ gespielt wird, tut ihm nicht unbedingt gut: Nach der Uraufführung der Sinfonie klingt „Persis“ nach markiger Effektmusik mit vorhersehbarer Dramaturgie.

Ganz anders Gershwins „An American in Paris: Turbulent und humorvoll, vielschichtig und voller Kontraste, ist dieses schwierig zu spielende Werk dennoch ein Vergnügen – vorausgesetzt, man bleibt aufmerksam, verwandelt es sich zum Hörfilm voller plastischer Bilder. Das Können des Jugendblasorchesters steht dem jedenfalls nicht im Wege.